

SUSANNE GURSCHLER



HANDWERK IN TIROL

Wo Können auf Leidenschaft trifft

Susanne Gurschler
Handwerk in Tirol



SUSANNE GURSCHLER

HANDWERK IN TIROL

Wo Können auf Leidenschaft trifft

Mit Fotos von Kary Wilhelm

Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien



Inhaltsverzeichnis

Vorwort	8
LEDER	
Christian Fankhauser, Federkielsticker	
„Sieben Schritte sind's von der Feder zum Kiel, mit dem Färben sind es acht.“	10
Josef Wimmer, Gerber, Stefanie Wimmer, Säcklermeisterin	
„Sämischi Leder ist ein wunderbares Naturprodukt. Es trägt sich wie eine zweite Haut.“	20
Gregor Mair, Lederdesigner	
„Ein Stil, den man mag oder nicht, eher herb, unisex.“	32
HOLZ	
Stefan Fuchs, Lampendesigner	
„Das Holz gibt die Form vor, es lenkt mich, ist knorrig und weich zugleich.“	42
Familie Lederwasch, Rodelbauer	
„Eine Gallzeiner ist wie ein maßgeschneiderter Schuh: Sie passt perfekt.“	50
Ludwig Lorenz, Pfeifenmacher	
„Vorne soll der Tabak brennen, hinten der Rauch rauskommen – der Rest ist Geschmackssache.“	60
Iris Waltl, Holzschuherzeugerin	
„Als Jugendliche habe ich geweint bei der Vorstellung, den Betrieb zu übernehmen. Heute liebe ich die Holzschuhe.“	72
Roland Wolf, Brillenmanufaktur	
„Holz, Stein, Horn, Titanium – wir wollen einfach die perfekten Brillen machen.“	84

METALL

Chris Kieser, Graveur, Mikroschneider

„Ich rette uralte Handwerkstechniken in die heutige Zeit.“ 96

Benedikt Sonnleitner, Blechblasinstrumentenbauer

„Das Instrument sollte etwas sein, das man schön findet und gern in die Hand nimmt.“ 106

Alfons Steidl, Schmied

„Ich will, dass man sieht, dieses Stück ist handgemacht.“ 116

TEXTIL

Günter und Marion Hartl, Dogglmacher

„Doggln sind ein echtes Stück Zillertal und im Grunde unverwüstlich.“ 126

Regina Knoflach, Handweberin

„Ich finde es einfach immer wieder wunderbar, wie feine Stoffe entstehen.“ 138

Familie Kreutner, Lodenerzeugung

Wo der originale Tuxer-Loden meterlang in der Sonne hängt und dampft. 150

Martin Stern, Weber

„Die Weberei Stern gibt es immer noch, weil wir alles gemacht haben.“ 162

Helene Mayr, Trachtenschneiderin

„Mit einer Tracht oder einem Dirndl ist man immer passend angezogen.“ 172

STEIN, PORZELLAN, GLAS

Andrea Baumann, Keramikerin

„Porzellan ist eine Prinzessin, empfindsam, nachtragend und wunderschön.“ 184

Günther Stecher, Steindrucker

„Am Ende wird das Original zerstört. Ohne Ausnahme.“ 194

Richard Weber, Glasmacher

„Glasmachen ist eine stetige Bewegung, die einem kein Innehalten ermöglicht und doch innere Ruhe fordert.“ 204

SEIFE

Familie Walde, Seifensieder

„Kaltgerührte Seife wird im Prinzip genauso hergestellt wie in den Anfängen.“ 218

Adressen 228

Bibliografie 230

Vorwort

Es sind die Handwerkerinnen und Handwerker, die das Handwerk prägen. Sie wenden teils über Jahrhunderte tradiertes Wissen an, schöpfen aus diesem, transformieren es und geben es weiter.

Es braucht viel handwerkliches Können, um einen Stoff zu weben, eine Vase zu töpfern, einen Gurt mit Federkieltechnik zu verzieren oder eine Brille aus Holz herzustellen. Und es braucht die Freude an dieser Tätigkeit.

In diesem Buch werden 20 Handwerkerinnen und Handwerker vorgestellt. Wird dem nachgespürt, was sie antreibt, was ihnen ihre Arbeit wertvoll macht, welche Leidenschaften ihr Tun prägen, welche Entscheidungen sie getroffen haben, welche Wege sie gegangen sind und warum.

Diese Handwerkerinnen und Handwerker stehen stellvertretend für die vielen, die traditionelles handwerkliches Know-how lebendig halten.

Das Buch wirft keinen nostalgisch verklärten Blick in die Vergangenheit, sondern einen beherzten in die Gegenwart traditionellen Handwerks. Dieses war und ist mannigfaltigen Herausforderungen ausgesetzt. Globalisierung, Liberalisierung des Marktes, Konzentration von Kompetenzen, Industrialisierung, Technisierung und Standardisierung – ja, diese Schlagworte müssen fallen, wenn es um Handwerk, zumal um traditionelles Handwerk geht.

Wer heute als Weberin, als Säcklerin, als Graveur oder Glasmacher mit Billigimporten aus anderen Ländern mithalten soll, wer als traditioneller Lederwaren- oder Lodenerzeuger mit Produktionsabläufen in industrieller Form konfrontiert ist, hat eine schwierige Ausgangsposition, eine kaum zu bewältigende Aufgabe vor sich.

Wenn in einem Handwerksbereich die Meister fehlen, sodass der Nachwuchs zwar die Lehre, die Gesellenprüfung, aber nicht mehr die Meisterprüfung ablegen kann, dann wird es düster. Mit jedem Handwerksberuf, der stirbt, stirbt auch großes Fachwissen – und eine museale Konservierung kann nicht die Antwort sein.

Die Entwicklungen sind nicht neu. Handwerk war immer Veränderungen, Umbrüchen unterworfen; einige Berufe verschwanden, weil es sie nicht mehr brauchte, andere entstanden.

Es würde den Rahmen und die Intention dieses Buches sprengen, sie mit Statistiken und Zahlenmaterialien zu hinterlegen. Nicht zuletzt, da sich die Zuordnungen immer wieder ändern und daher jede Fachgruppe für sich betrachtet werden müsste.

Nur als Beispiele: Waren die Glaser 2008 noch eine eigene Fachgruppe, gehören sie mittlerweile der Sparte Dachdecker, Glaser und Spengler an. Waren Schmiede 2008 noch Mitglieder der Fachgruppe Schlosser, Landmaschinentechniker und Schmiede, subsumieren sie mittlerweile unter den Metalltechnikern.

Dieses Buch möchte Interessierten traditionelles Handwerk näherbringen, dabei diejenigen zu Wort kommen lassen, die es ausüben. Diese Handwerkerinnen und Handwerker betreiben keine Liebhaberei, sie lieben ihren Beruf und wollen von ihm leben. Traditionelles Handwerk kann nur weiterbestehen, wenn die Konsumenten bereit sind, einen fairen Preis zu zahlen.

Letztlich möchte dieses Buch – indirekt – dazu anregen, sich verstärkt mit den Erzeugnissen heimischer Handwerkerinnen und Handwerker zu befassen.

Ein handgearbeitetes Stück ist mehr als die Summe aller Arbeitsschritte und weit mehr als die Summe, die man dafür zahlt. Es spiegelt Wertigkeit, Beständigkeit und es vermittelt Identität.



Christian Fankhauser

FEDERKIELSTICKER

Sieben Schritte sind's von der Feder zum Kiel,
mit dem Färben sind es acht.

Der Ranzen gehört in Tirol und einigen anderen alpinen Regionen zur Männertracht wie kein anderes Accessoire. Der breite, aus Leder gefertigte Bauchgurt ist, je nach Gegend und Hersteller, unterschiedlich geformt und verziert. Ob geometrische Figuren, Symbole, Tier- oder Pflanzendarstellungen, Monogramme, Sinnsprüche oder Jahreszahlen – der Fantasie sind keine Grenzen gesetzt. Was in Plattstich, seltener in Kreuzstich, aufgestickt ist, erzählt einiges über den Träger. Vielen gilt der Ranzen daher als der persönlichste Teil einer Männertracht.

Vielen ist er weniger Accessoire denn eigenes Kleidungsstück: hochwertig, individuell gefertigt und verziert von einem Federkielsticker. Obwohl ein freies Gewerbe, gibt es von diesen gerade noch eine Handvoll in Tirol. Einer von ihnen ist Christian Fankhauser, er lebt und arbeitet in Thiersee nahe der bayerischen Grenze.

In seiner kleinen Werkstatt duftet es nach Leder, an der Wand hängen Ranzen unterschiedlicher Größe und Ausführung. Kaum einen Blick darauf geworfen, zeigt Fankhauser schon auf ein besonderes Stück.



Die Qualität des Leders spielt eine entscheidende Rolle beim Herstellen der Ranzen.

Das Leder ist abgegriffen, speckig, wo Reibung entstand. Der Ranzen erinnert an einen platten überdimensionierten Fahrradschlauch, der lange in der Sonne lag. Wenn da nicht diese Metallteile wären. Die Schmuckornamente am Ranzen in Fankhausers Hand bestehen nicht aus Federkiel, sondern aus kleinen Metallstiften, dicht an dicht ins Leder getrieben.

Bis ins 18. Jahrhundert verzierten kleine Zinn- und Messingstifte die Riemens. War der Auftraggeber betucht, durfte es auch Silber sein. Ihren Ursprung hatte die Technik in den dekorativen Elementen, mit denen Sattler und Riemer Pferdegeschirre gestalteten. Die Ranzen wogen schwer. Und so suchten die Handwerker nach Alternativen. Rohleder ließ sich nur bedingt in schmale Streifen schneiden, war zu wenig elastisch und erwies sich daher als wenig brauchbar für feine Arbeiten.

Schließlich verlegten sich die Sticker auf Hühner- oder Gänsefedern – und auf Pfauenfedern. Letztere setzten sich durch. Sie sind geschmeidiger und länger als die Federn anderer Vögel. Und da sich diese possierlichen Tiere auf vielen Höfen tummelten und die Ranzenstickerei häufig in bäuerlicher Heimarbeit betrieben wurde, war es nicht schwer, an das benötigte Material zu kommen. Die Federn ließen sich hauchdünn schneiden und erwiesen sich als



ideal für großflächige und kleinteilige Arbeiten. Ende des 18. Jahrhunderts hatte sich die Federkielstickerei endgültig durchgesetzt.

Einige Dutzend Federn wirft ein Pfau nach der Paarungszeit ab, je nachdem, wie üppig seine Schleppe ist. Sie schimmern betörend grün, blau und golden. Kein Wunder, dass der „Vogel mit den hundert Augen“ für Unsterblichkeit, für Reichtum und Schönheit steht – und für Stolz. Wer eitel wie ein Pfau ist, legt ziemlich viel Wert auf seine äußere Erscheinung.

Ein Federkielsticker hält sich nicht auf bei der Eleganz, ihn interessiert der schmucklose Teil der Pfauenfedern. Die sogenannten Fahnen entfernt er, aus diesen drehen Fliegenfischer ihre Köder.

Um ihn älter wirken zu lassen, färben Federkielsticker den Kiel gerne ein. Den leicht gelblichen Ton erzielen sie mit der Lebensmittelfarbe Zuckercouleur oder mit Schwarze Tee. Die Hornsubstanz nimmt auch andere Farben an. Allerdings sind diese nicht UV-beständig und werden mit der Zeit immer heller. „Ausblühen“ nennt Fankhauser das Phänomen.

Die Metallhaut des historischen Ranzens fühlt sich rau und kalt an, das Leder aber weich, immer noch elastisch. Die Problemzonen seien im Bereich

Wie er die Federkielstreifen spaltet, gehört zu den Geheimnissen des Federkielstickers.



der Schließen zu finden und am Rand des Schildes, dem Ranzenblatt an der Vorderseite, erklärt Fankhauser.

Um historische Ranzen zu restaurieren, braucht ein Federkielsticker viel Fachwissen. Er muss sich mit der Geschichte und der Entwicklung dieses Kleidungsstückes auseinandergesetzt haben, um die Besonderheiten, die Feinheiten zu kennen, um einzuschätzen, wie die Farben ursprünglich ausgesehen haben. Viele Stunden verbrachte Fankhauser im Depot des Tiroler Volkskunstmuseums.

Dort sind rund 300 Männerranzen und 100 Frauengürtel inventarisiert, wobei einige der Letzteren – ebenfalls aufwändig verziert – weitaus älter als die Männerranzen sind. Der älteste Riemen ist mit 1734 datiert und mit Messingnieten versehen. Der älteste Federkielgürtel im Volkskunstmuseum dürfte einer aus dem Jahr 1794 sein. Wie wichtig dieses Kleidungsstück in Tirol war, lässt sich allein aus der Tatsache ermessen, dass die Inventarnummer eins an einen Ranzen ging.

Die schönsten Arbeiten, sagt Fankhauser, seien in der Zeit von 1850 bis 1880 entstanden, dann sei der schwarze Anzug für die Bauern aufgekommen und es sei vorbeigewesen mit dem Ranzen und der Lederhose: „Eine Tracht war sehr teuer und die Leute trugen keine Bauchbinde mehr dazu.“

Ein bisschen lag es aber wohl auch daran, dass der Riemen seine in den Anfängen wichtige Funktion verloren hatte. Müllern etwa hatte der breite Gurt als Leistenschutz beim Heben und Tragen schwerer Lasten gedient, Kutschern als wärmender Nierengurt. Am Leib getragen, war er zudem ideal, um unterwegs wichtige Gegenstände aufzubewahren. Hinter dem Ranzenleder befand sich ein Lederschlauch, in dem Fuhrleute und Wanderhändler ihre Dokumente, ihr Geld verstauten, sicher vor jeder Witterung und vor Diebstahl.

Ohne „Nährössl“ geht bei einem Federkielsticker nichts (li.). Den Zuschnitt beherrscht Fankhauser aus dem Effeck – viele Motive zeichnet er freihändig auf (u.).



Während im Tirol nördlich des Brenners hauptsächlich Schildranzen getragen wurden, waren es in Südtirol die „Fatschen“, gerade Ranzen mit Randstickerei.

Nur eines war bei allen Ranzen gleich: Je aufwändiger bestickt, desto vermögender der Besitzer. So ein Riemen konnte den Gegenwert von vier Kühen haben, erzählt Fankhauser. Der Ranzen war Gebrauchsobjekt und Statussymbol in einem – so ließ sich etwa die Zunftzugehörigkeit am Schild ablesen.

Seine Rolle als Accessoire hat sich der Ranzen zurückerober. Sogar bei der Tuchhose, unterstreicht Fankhauser. Bei festlichen Aufzügen tragen Trachtenträger meist auch einen reich bestickten Riemen. Für manche ist er wieder wertvoller Leistungsschutz. So schwören Fahnenträger von Trachten- und Brauchtumsvereinen auf die stützende Kraft des breiten Ledergurts. Spezielle Schlaufen dienen als Halterung und erzeugen eine entlastende Hebelwirkung.

Der Trend kam Fankhauser entgegen. Nachdem der gelernte Koch mehrere Jahre im Nebenerwerb als Federkielsticker tätig war, machte er sich 1999 selbstständig. Seither stellt er Ledertaschen, Geldtaschen und Gürtel her, verziert sie in der Kieltechnik. Sein besonderer Stolz sind die Ranzen.

Jeder Ranzen wird nach den individuellen Wünschen des späteren Trägers gefertigt. Das macht ihn zu einem Unikat.



In einem großen Korb stecken lange Pfauenfedern. Er nimmt eine heraus, entfernt das schmückende Beiwerk. Mit einem scharfen Messer wird er in mehreren Schritten hauchdünne Streifen aus dem glatten unteren Teil der Pfauenfedern schneiden. Wie er das genau anstellt, zeigt Fankhauser einem nicht, und das sagt er einem nicht.

Nur so viel lässt er sich entlocken: „Sieben Schritte sind es von der Feder zum Kiel, mit dem Färben sind es acht.“ Das Wissen um die richtige Verarbeitung der Federkiele ist das große Kapital eines jeden Federkielstickers – neben seinem guten Kundenstock natürlich.

Wer dieses Handwerk erlernt, erfährt diesen zentralen Teil erst zum Schluss – wenn er das Glück hat, bei einem Federkielsticker in die Lehre zu gehen. Ausbildung gibt es dafür schon lange keine mehr. Das Können wird hierzulande mündlich weitergegeben.

Vom Berufsbild gehöre er zur Innung der Maler und Tapezierer, sagt Fankhauser, so wie Sattler, Polsterer und Raumausstatter. „Wenn ich einen Lehrling aufnehme, schicke ich ihn auf die Malerberufsschule.“ Fankhauser lacht kurz auf, dann wird er wieder ernst. Am besten sei die Situation noch in Südtirol, sagt er, das Land Südtirol fördere die Ausbildung des Nachwuchses.

Vom Berufsbild her gehören Federkielsticker zur Innung der Maler und Tapezierer.

Die Kollegen im Raum Tirol, Salzburg, Oberösterreich und Bayern, die noch hauptberuflich Federkiel sticken, zählt er an zwei Händen ab. In Tirol fallen ihm als Traditionsbetriebe die Familie Stiegler im Zillertal ein, die das Handwerk seit sechs Generationen weitergibt, und Georg Leitner im Alpbachtal. Er selbst erlernte das Handwerk von einem Sticker aus der Umgebung von Innsbruck. Mehr will Fankhauser auch hier nicht verraten.

Rund 2500 Pfauenfedern verarbeitet er jährlich. Er bezieht sie von einem Schmuckfederimporteur im Bayerischen Wald und von einem Pfauenzüchter, der in der Gegend von Altötting lebt.

Eine „Eselsgeduld“ braucht der Federkielsticker, handwerkliches Geschick natürlich und ein „grafisches Auge“, sagt Fankhauser. Das Handwerk funktioniert heute wie damals, es gab kaum technische Neuerungen und auch die Werkzeuge sind rasch aufgezählt: verschieden starke Ahlen.

Damit stechen Federkielsticker, aber auch Schuhmacher und Sattler Löcher ins Leder. Die Ahlen des Federkielstickers sind abgeflacht. Die Nadel geht im rechten Winkel durch das Leder. Die Kunst besteht darin, dass das Loch nicht mehr zu sehen ist, sobald der Federkiel durchgezogen ist.

Fankhauser arbeitet mit drei Kielbreiten, kauft Sattlerahle und schleift sie sich in die richtige Form. Dazu kommen ein Viertelmond, ein scharfes Messer und natürlich eine Schere. Mit der Nähmaschine vernäht er die Teile.

Herzstück auch seiner Werkstatt ist das Nährössl, eine spezielle Holzbank, auf der Federkielsticker, ähnlich wie die Sattler, rittlings sitzen – das Werkzeug immer griffbereit im vorderen Teil eingelassen.

Während die Lederranzen früher rasch hart und unnachgiebig wurden, wenn sie länger nicht getragen wurden, ist Leder heute durch verschiedene Bearbeitungsmethoden grundsätzlich weicher. Regelmäßiges Nachfetten gehört der Vergangenheit an.

Je nach Ausführung arbeitet der Federkielsticker zwischen 90 und 160 Stunden an einem Stück.



Etwas Rizinusöl lauwarm mit den Fingern auf der Oberfläche verteilt, das reicht, um den Ranzen lange schön und weich zu halten. Sparsam allerdings, ergänzt Fankhauser, sonst saugt es das Leder nicht mehr auf. Wer das am Ende der Saison beherzigt, gibt dem guten Stück alles, was es braucht.

Fankhauser holt seinen Katalog aus dem Regal und beginnt zu blättern. Ein dicker Ordner voller Fotos mit Ranzen in unterschiedlicher Ausführung, mit ovalem, rautenförmigem, abgerundetem Schild, mit breitem und schmälerem Gurt, mit Schließen in allen erdenklichen Formen, rechteckig, rund, oval, mit Prägungen, Ornamenten, gold-, silber-, messingfarben und mit unterschiedlichen Verzierungen. Die Möglichkeiten, seinen Ranzen zu schmücken – unendlich.

Rund eineinhalb Stunden dauert ein Beratungsgespräch im Durchschnitt. Je klarer die Vorstellung des Kunden, desto schneller fällt die Entscheidung. „Manche müssen die ganzen Varianten erst einmal sacken lassen“, schmunzelt Fankhauser. Je nach Ausführung arbeitet er zwischen 90 und 160 Stunden an einem Ranzen. Die Wartezeit ist entsprechend lang. Es kann schon ein Jahr dauern, bis sie sich den Ranzen umbinden können.

Dafür hat der Träger dann aber ein Stück Tradition, das ein Leben lang hält. Und ein Stück, das der Tracht einen individuellen Touch gibt.

Aus drei alten eine „neue“ gebaut – etwas Öl, mehr braucht die Nähmaschine von Christian Fankhauser nicht und „sie läuft super!“



Josef und Stefanie Wimmer

GERBER & SÄCKLERMEISTERIN

Sämischleder ist ein wunderbares Naturprodukt.
Es trägt sich wie eine zweite Haut.

Links? – Zu Taschen, Handschuhen, Bekleidung. Oder rechts? – Zu Schuhen, Strümpfen. Die eisengerahmten, beleuchteten Pergamenttafeln über den beiden Eingängen geben keine Antwort. Gerda Wimmer nimmt einem die Entscheidung ab. „Geradeaus“, sagt sie, „mein Mann kommt gleich“, und in diesem Moment tritt Josef Wimmer durch die mittlere Tür, über der, nicht beleuchtet, steht: „Gerberei, Felle Übernahme nebenan“. Es geht gleich über die Stiege hinauf in den ersten Stock, wo sich die Säcklerei befindet.

Seit 1772 betreibt die Familie Wimmer eine Gerberei in der Schweizergasse in Lienz. Die Zeit der Gerberei neigt sich dem Ende zu – nicht aber die der Säcklerei.

An fünf Wappen vorbei, von denen die letzten zwei die wichtigsten sind, wie Josef Wimmer betont – das eine zeigt das der Familie Wimmer mit Gerberbaum, das andere ist das der Familie Schneeberger seiner Großmutter –, führt er einen durch eine kleine Küche auf eine Terrasse mit Blick Richtung Zettersfeld.

Gerda Wimmer und Tochter Stefanie entwerfen neue Kleidungsstücke aus nicht mehr getragenen Pelzmänteln.

Den großen, idyllischen Hof rahmen mehrere Wirtschaftsgebäude, ehemalige Wagenhütten, Schuppen, Ställe mit Stadel. Dahinter erhebt sich ein mehrstöckiges Haus. Dort war über viele Jahrzehnte die Gerberei untergebracht, heute befinden sich darin Wohnungen.

Sein Vater habe die Gerberei noch in den 1950er-Jahren vergrößert, erzählt Wimmer. Bis zu 15 Leute seien dort beschäftigt gewesen. Allein an Schaffellen bearbeiteten sie damals wöchentlich rund 200 Stück. Fast alles wurde händisch erledigt, Maschinen gab es kaum. Die Geschäfte liefen gut, die Bauern brachten Tierfelle vorbei, die Jäger Wildfelle. Noch Anfang der 1980er-Jahre hatten dadurch neun Leute Arbeit in der Gerberei.

Durch die Anti-Pelz-Kampagne, die in den folgenden Jahren losgetreten wurde, sei der Absatz rapide zurückgegangen, erinnert sich Wimmer. Dazu kamen immer umfangreichere und strengere Auflagen bei der Verwendung von Gerbmaterien, Billigimporte von Pelzen und Leder aus Fernost und schließlich die Lebendexporte von Nutztieren. „Da bleibt auch kein Fell zurück“, sagt er lapidar.

In den letzten zehn Jahren arbeitete Wimmer allein in der Gerberei, die er zusehends verkleinerte. „Nun bin ich dabei, alles auf 100 Quadratmetern neu zu organisieren, alle Maschinen wegzugeben, die ich nicht mehr brauche.“ Er gerbt noch, wenn genügend Felle zusammenkommen, abwechselnd mit einem Kollegen in Salzburg. Rentieren, sagt er, tue sich das aber nicht mehr.

Wimmer erzählt mit jenem Quäntchen an Widerstand in der Stimme, das sich festsetzt, wenn man einen Prozess über Jahre verfolgen muss, ohne ein-

Sämiscleder ist weich, sehr robust und elastisch (u.).
Die Gerberei Wimmer besteht seit 1772, 1976 stieg Josef Wimmer in den Familienbetrieb ein (re.).





greifen zu können, ohne die Entwicklung aufzuhalten zu können. Er weiß, dass eine jahrhundertealte Tradition zu Ende geht. Wenn nicht mit ihm, dann nach ihm.

Seit 1772 firmiert die Gerberei in der Schweizergasse unter dem Namen Wimmer, bestanden hatte sie schon davor. Der Sohn eines Chirurgen, der in Lienz im Spital arbeitete, habe die Gerberstochter geheiratet, erzählt Josef Wimmer. Die Wimmer waren ursprünglich Rotgerber, gleich nebenan hatte ein Weißgerber seinen Betrieb.

Ab dem 13. Jahrhundert sind Gerber und Pergamenter (dieser stellte aus Tierhäuten Pergament zum Beschreiben her) nachweislich in Tirol tätig. Ledererzeugung und -verarbeitung verliefen meistens Hand in Hand, da der Gerber Kürschner, Säckler und Schuster mit Leder versorgte.

Um Felle und Leder haltbar zu machen, müssen sie gegerbt werden. Bis ins Mittelalter hieß das: Felle wässern, Fleischreste abschaben, Beizmittel auftragen und die Tierhaut mit Lohe (Gerbbrühe) behandeln. Diese stellten die Gerber aus diversen Baumrinden sowie Galläpfeln her. Die Lohe sorgte dafür, dass sich die Fasern zusammenzogen und wasserundurchlässig wurden.

Im Laufe des Mittelalters begannen sich einzelne Spezialisierungen herauszubilden. Die Rotgerber verarbeiteten vor allem schwere Felle und verwendeten pflanzliche Gerbmittel. Ihren Namen verdankten sie der Eichenlohe, durch die das Leder einen rötlich bis braunen Ton bekam. Der Gerbprozess war langwierig, das Leder ausgesprochen haltbar und wurde vor allem für Schuhe und dergleichen verwendet.

Weißgerber setzten mineralische Gerbmittel (Alaun und Kochsalz) ein und bearbeiteten überwiegend Felle von Kälbern, Ziegen oder Schafen. Sie befreiten das Leder von Schleimhaut und Epidermis, wodurch es besonders

Aufträge für maßgefertigte sämisch-lederne Lederhosen kommen vornehmlich von Traditionsvereinen.





Stefanie Wimmer, Säcklermeisterin, liebt die Arbeit mit Leder.

geschmeidig und weich wurde. Dieses Leder eignete sich hervorragend für Kleidung. Das Sämischtgerben, eine spezielle Variante, erfolgte mit Ölen und Fetten. So unterschiedlich sich die verwendeten Gerbstoffe bei den einzelnen Gerbmethoden gestalteten: Ziel war immer, den Fäulnisprozess der Haut durch die Einlagerung in den Fasern zu unterbinden. Da der Bedarf an Leder in früheren Jahrhunderten groß war, entwickelten sich rasch semiindustrielle und industrielle Fertigungen.

Josef Wimmer, der schon als Kind in der Gerberei herumwuselte, seine eigene Schürze und seinen eigenen Arbeitsplatz hatte, absolvierte eine mehrstufige Ausbildung, nicht daheim, sondern auswärts. In der Gerberei Markl in Salzburg erlernte er das Gerberhandwerk, nebenbei eignete er sich grundlegende Kenntnisse im Nähen an. Danach arbeitete er in Wien in einem Pelzveredelungsbetrieb. In der Westdeutschen Gerberschule in Reutlingen absolvierte Wimmer die Meisterprüfung als Ledertechniker. 1976 kehrte er in den elterlichen Betrieb zurück.



Die Schneiderei-Säcklerei befindet sich im ersten Stock des Wohn- und Geschäftsgebäudes.

Seit Jahrzehnten ist die Gerberei Wimmer spezialisiert auf Sämischtleder, hauptsächlich aus Hirschfell. „Wir haben immer mit tierischen Fetten gerbt“, erzählt Wimmer, „zunächst mit Walfisch-, dann mit Haifisch-, zuletzt mit Dorschtran.“

Sämischtleder ist aber nicht gleich Sämischtleder. Bei Hirschleder schabt er die Epidermis ab, wodurch das Leder auf beiden Seiten weich und anschmiegsam wird. Die Haut von Ziegen und anderen kleineren Tieren ist dafür zu dünn. Daher bleibt die Epidermis erhalten und das Material wird verkehrt herum genäht.

Und auf einen weiteren Unterschied weist Wimmer hin: Durch einen synthetischen Gerbstoff erfolgte die Gerbung bei Schaf- und Ziegenleder binnen 48 Stunden, bei Hirschleder dauere der Vorgang bei Sämischtgerbung drei bis fünf Monate. „Das Leder muss lange liegen, bis der Gerbstoff ausoxidiert ist.“ Entsprechend teurer ist diese Variante.

„Der große Vorteil der Fettgerbstoffe ist, dass sie sich mit der Faser verbinden. Dadurch wird das Leder extrem saugfähig, gibt die Feuchtigkeit aber

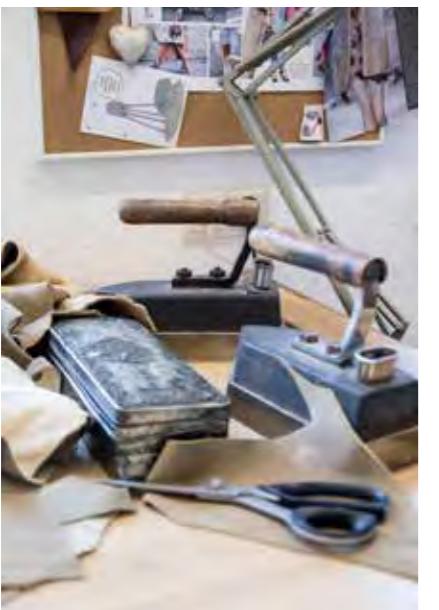
gut nach außen ab – wenn man es richtig macht“, betont Wimmer und klopft demonstrativ auf seinen Oberschenkel, seine Sämischtlederne.

„Meine Frau und ich sind zu 99 Prozent mit Hirschlederhosen unterwegs, auch beim Mountainbiken, beim Skitourengehen. Von Mai bis Oktober trage ich die kurze, sonst die lange.“ Heute hat er die Sämischtlederne im Jeansstil mit eigener Handytasche an, maßgeschneidert natürlich in der hauseigenen Säcklerei.

Der Säckler verdankt seinen Namen der Tatsache, dass er ursprünglich stabile große Säcke aus gegerbtem Leder herstellte, bald aber auch Beinkleider, etwa für Bergarbeiter, und schließlich jede Form der Lederbekleidung. Eine vom Säckler gefertigte traditionelle Lederhose weist im Normalfall die „Säcklernaht“ auf – dabei werden die Lederkanten nach außen, also sichtbar, zusammengestepppt.

Zusätzlich legt der Säckler einen hellen Lederstreifen zwischen die Lederkanten. Die Säcklernaht war in früheren Zeiten ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal zwischen Säklern und Schneidern, die ja ebenfalls Lederbekleidung herstellten – und herstellen. Bei der Schneidernaht wird der Stoff in der Regel nach innen geschlagen.

Im Hause Wimmer ist der Säckler eine Säcklerin. Tochter Stefanie näht gerade ein Gilet aus Sämischtleder. Die Meisterprüfung machte sie in Salzburg, danach besuchte sie die „KunstModeDesign“ in der Herbststraße in Wien und absolvierte dort die Ausbildung zur Textilschneiderin und -designerin. Eine zusätzliche Qualifikation, die sie nicht missen möchte. Selbst entwerfen,



Designs entwickeln, kreative Ideen umsetzen, das habe ihr viel Spaß gemacht, sagt sie. Letztendlich fehlte es ihr, mit Sämischleder zu arbeiten. „Das macht heute fast niemand mehr, das hat mich gereizt. Es ist etwas Besonderes.“

Sie fährt mit dem Bügeleisen mehrmals kräftig über die Säcklernaht, die sie davor mit dem Hammer bearbeitet hat. Mit Ausnahme des Hammers sei alles wie in anderen Schneidereien, sagt sie und hebt ihn schmunzelnd hoch. An der Seite ihres Arbeitstisches stehen große Eisen in Form alter Bügeleisen. Mit einer Hand lassen sie sich nicht bewegen, mit zwei nur unter großer Mühe. Wenn die Naht bockig ist, sich nicht glätten lässt, stellt sie diese Eisen über Nacht drauf.

Es braucht viel Erfahrung und ein gutes Gespür für die Besonderheiten des Sämischleders beim Nähen, denn es ist extrem elastisch. „Die richtige Balance zwischen Schieben und Ziehen ist wichtig. Beides darf nicht zu stark ausfallen“, erläutert Stefanie Wimmer. Die Taschen des Gilets passepoltiert sie, eine weitere Besonderheit bei den meisten traditionell gefertigten Lederstücken. Sie näht einen Lederstreifen ein, biegt ihn und näht auf der Rückseite nochmals drüber, das ergibt einen schmalen wulstigen Nahtbesatz – so wie etwa bei den Taschen von Trachtenhosen üblich.

Die Frage, was das Schwierigste in der Säcklerei sei, ist kaum gestellt, ruft schon der Vater: „Mit mir auskommen!“ – Beide lachen. „Nein, es passt gut“, sagt Stefanie dann, „er macht die Zuschnitte, ich nähe, außergewöhnliche Details besprechen wir.“

Josef Wimmer legt ein helles großes Stück Sämischleder auf seinen Zuschneidetisch. Es fühlt sich weich an wie Samt. Einige kleine Vertiefungen lassen sich ertasten und sehen. Die Narben, die sich Gämsern gegenseitig mit ihren Krickln (Hörnern) zufügen, bleiben im Sämischleder erhalten. Eigentlich ein Qualitätsmerkmal, jedoch würden immer öfter Leute Sämischleder ohne diese Narben wollen, sagt Wimmer und betont: In freier Natur gibt es das nicht!

Bei gefärbtem Leder kann der Fachmann sofort zwischen hervorragender, mittelmäßiger oder gar schlechter Qualität unterscheiden. Bei der klassischen Methode trägt der Gerber Blauholzextrakt auf, das dem Leder einen rötlich braunen Touch gibt, mittels Eisen wird das Leder auf Schwarz gefärbt und dann erst aufgehellt. Auch für Laien zu erkennen: Solche Leder sind niemals durchgefärbt. Und: Nicht jede Partie werde gleich, ergänzt Wimmer.

Bevor Josef Wimmer die Umrisse mit Kreide anreißt und die Teile zuschneidet, bügelt er das Leder. Die Schnitte für einzelne Modelle und Größen bewahrt er in einer Schublade auf. Dazu, in eigenen Klarsichthüllen gesammelt, mit allen weiteren Informationen, jeweils ein Foto der Lederhosen, wie



sie die Mitglieder bestimmter Musikkapellen tragen. Viele Aufträge kommen hier aus Südtirol.

Die einen Ledernen zeichnen sich durch markante Hirschgrndl aus, wie die Aufsätze am Latzstock genannt werden, andere durch eine auffällige Stickerei auf der Seite. Wieder andere verfügen über keinen Latzstock, dafür über eine Art Hosenlade, die mit Knöpfen versehen ist.

Im Geschäft im Parterre steht eine dicke Mappe im Regal, die Hülle aus Pergament, darauf steht „Lederhosenbaukasten“. Er hilft den Kunden, ihre ganz persönliche Lederhose zusammenzustellen, die Josef Wimmer dann zuschneidet und Stefanie näht.

Gerda Wimmer kommt in die Werkstatt, auch sie trägt eine Hirschlederne. „In allen meinen Hosen sieht man den Einschuss oder den Ausschuss“, betont sie und zeigt auf zwei kreisrunde Flecken auf dem Oberschenkel: „Ich möchte, dass man sieht, das hat gelebt, dieses Tier wurde nicht mit dem Lasso gefangen.“

Demonstrativ streicht sie nochmals über die beiden Flecken. „Diese Lederhose hält mindestens 20 Jahre“, sagt Gerda Wimmer. Nicht gut für's Geschäft, setzt ihr Mann nach und lacht, aber ein Zeichen für die Qualität des Leders und der Verarbeitung.

Mit dem „Lederhosenbaukasten“ können sich Kunden im Geschäft individuell eine Lederhose zusammenstellen.